

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 44 (1964-1965)
Heft: 5

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RUNDSCHAU

GOLDWATERS SIEG IN SAN FRANCISCO

Am 15. Juli wählte der Parteikonvent der amerikanischen Republikaner den Senator von Arizona, *Barry Goldwater*, zum Kandidaten für die Präsidentenwahl im kommenden November. Die von den gemäßigten Republikanern erhoffte überraschende Wendung in letzter Stunde war ausgeblieben; Goldwater siegte bereits im ersten Wahlgang mit dem erdrückenden Mehr von 883 Stimmen gegenüber 214, die auf seinen schärfsten Rivalen Scranton und 114, die auf Rockefeller entfielen.

Goldwaters Erfolg war in erster Linie ein Triumph von Zähigkeit und Ausdauer, doch wäre es verfehlt, die Wahl des Senators von Arizona nur als Ergebnis geschickter persönlicher Taktik zu werten. Was sich während vier Tagen unter dem üblichen lärmigen Ritual amerikanischer Parteikonvente im Cow Palace von San Francisco abspielte, gipfelte in der Absage der Republikanischen Partei an die von ihr während Jahrzehnten verfolgte politische Linie. Goldwaters Kandidatur für das höchste Amt der Nation ist der Versuch, neue politische Kräfte für die Sache der Republikaner zu mobilisieren, indem das Banner eines *extremen Konservativismus* aufgeföhrt wird. Die zersplitterten Rechtsgruppen sollen gesammelt werden — Goldwaters Name ist in diesem Sinne gleichbedeutend mit einem Programm, das der Innen- und Außenpolitik der demokratischen Administration der vergangenen Jahre den Kampf ansagt.

Harter Kurs in der Außenpolitik

Das den Intentionen Goldwaters entsprechende Regierungsprogramm, das der republikanische Konvent annahm, sieht außenpolitisch eine Versteifung in der Haltung gegenüber dem kommunistischen Block vor und erinnert in einigen Zügen an John Foster Dulles' Idee des *Roll back*, mit dem Eisenhowers Wahlkampagne im Jahre 1952 be-

stritten worden ist. Auch jetzt propagieren die Republikaner wiederum, die versklavten Länder Osteuropas sollten befreit werden. Mit dem «atheistischen Imperialismus» will Goldwater die Kontakte auf ein Minimum beschränken — Konsultationen mit den Alliierten sollen jedenfalls den Vorrang haben vor Verhandlungen mit dem Ostblock. Als Hauptziel der republikanischen Außenpolitik wird die *Wiederbelebung der Atlantischen Allianz* bezeichnet. Besonders drastisch äußert sich das Regierungsprogramm zur *deutschen Frage*, indem es feststellt, vor Aufnahme von Verhandlungen müsse die Mauer in Berlin niedergerissen werden. Gegenüber *Kuba* verlangt Goldwater eine Verschärfung der Blockade; die *Auslandhilfe* an Staaten, die einen antiamerikanischen Kurs verfolgen, soll eingestellt werden.

Es hat nicht an Versuchen der Gegner Goldwaters gefehlt, diese «Plattform» durch Zusatzanträge abzuschwächen, die sich vor allem auf innenpolitische Fragen — Civil Rights und Haltung gegenüber den Extremisten — bezogen. Aber wie schon im Vorfeld des Konvents, so war auch hier die Taktik der Anti-Goldwater-Leute so ungeschickt, daß es nicht gelang, irgendwelche substantielle Änderungen am Parteiprogramm durchzusetzen — sofern dies angesichts der auf dem Konvent herrschenden Stimmung überhaupt noch möglich gewesen wäre. Goldwaters Konzeption triumphierte auch hier auf der ganzen Linie.

Reaktionärer Faschismus?

Die Reaktion auf die Nomination Goldwaters war im ersten Augenblick überwiegend negativ. In den USA äußerten sich selbst die führenden republikanischen Blätter kritisch und skeptisch über das Experiment Goldwater, das der von ihnen vertretenen gemäßigten Linie der Oststaaten-Republikaner widerspricht. Außerhalb der USA rief vor

allem die Ungewißheit über Goldwaters künftige außenpolitische Zielsetzungen Besorgnis hervor. Das ehrgeizige Programm, das er sich gesetzt hat, findet selbst bei Anhängern eines harten Kurses gegenüber dem Ostblock nur bedingte Zustimmung, da die Risiken einer solchen Politik zweifellos groß sind und keine Klarheit darüber herrscht, mit welchen Mitteln Goldwater seine Ziele zu erreichen gedenkt.

In zahlreichen Kommentaren sind Goldwater und seine Anhänger als Reaktionäre und Faschisten verdächtigt worden, und Parallelen zur Geschichte der letzten dreißig, vierzig Jahren wurden gezogen. Ein solches Urteil trifft weit daneben. Goldwater verkörpert vor allem eine sichtbare Alternative sowohl zum bisherigen Kurs der Republikaner als auch zu den Demokraten. Seit Jahren wurden die konservativen Kräfte innerhalb der Republikanischen Partei zurückgedrängt durch die dominierende Gruppe der Gemäßigten aus den Staaten des Nordens und des Ostens. Heute ist es den Konservativen innerhalb der Partei gelungen, während einer günstigen Konstellation die Desorientierung ihrer parteiinternen Gegner auszunützen und die Führung an sich zu reißen. Das ist im politischen Spiel der Kräfte ein normales Ereignis. Bedauern mag man freilich, daß das konservative Experiment 1964 unter Leitung eines Goldwater durchgeführt wird, statt beispielsweise vor zwölf Jahren unter dem damaligen Senator Taft. Im Zeichen des verschärften Rassenkampfes muß heute eine konservative Kandidatur als Absage an die freiheitlichen Traditionen Amerikas wirken, wie sie im letzten Jahrhundert von Abraham Lincoln und in unseren Tagen von Franklin D. Roosevelt und John F. Kennedy verkörpert wurden. Goldwater selber hat auf dem Konvent der Republikaner wenig getan, um dieses Bild eines Reaktionärs, das seine Gegner von ihm zeichnen, zu korrigieren. «Extremismus in der Verteidigung der Freiheit ist kein Laster, Mäßigung im Streben nach Gerechtigkeit ist keine Tugend», sagte er. Die Aussichten Goldwaters, im November die Wahl gegen Johnson zu gewinnen, sind trotz des simplifizierenden, auf die Gefühle der breiten Masse abgestellten Programms

der Republikaner, vorläufig nicht allzu groß. Goldwater selbst hat in einem Interview mit einem deutschen Nachrichtenmagazin («Der Spiegel», Nr. 28, 8. Juli 1964, S. 57) auf die Frage, ob er am 3. November gewählt werde, pessimistisch reagiert: «So wie die Dinge im Augenblick liegen, muß die Antwort lauten: Nein. Ich glaube nicht, daß in diesem Moment irgendein Republikaner eine solche Chance hätte. . . Aber am Wahltag könnte es anders aussehen.» Es wäre jedenfalls voreilig, Goldwater heute schon als sicheren Verlierer zu bezeichnen. Auch wenn er sich selber wenig Kredit zu geben scheint, birgt die Wahl doch noch eine Reihe von Imponderabilien in sich. Bisher hat Goldwater davon profitiert, daß seine Gegner ihn unterschätzt haben. Sollten auch die Demokraten diesem Fehler verfallen, könnte es unter Umständen am 4. November für sie ein bitteres Erwachen geben.

Adenauer und Strauß kontra Erhard

Die Nomination Goldwaters ist symptomatisch für eine gewisse Umschichtung, die sich als *Reaktion auf die Ära Kennedy* in den letzten Monaten in den USA vollzogen hat. Eine analoge Reaktion ist auch in den zwischenstaatlichen Beziehungen festzustellen. Präsident de Gaulles Politik des eigenen Weges innerhalb des westlichen Bündnisses hat seit vergangenem November sichtbar an Bewegungsfreiheit und auch an Anziehungskraft gewonnen. In der Bundesrepublik Deutschland hat sich in den letzten Wochen ein eigenümlicher «Gaullismus» etabliert, in dem sich außenpolitische Zielsetzungen mit innenpolitischen Winkelzügen in problematischer Weise verquicken. Seine Heimstatt hat dieser deutsche «Gaullismus» in Bayern, wo der frühere Verteidigungsminister *Franz Josef Strauß* als Vorsitzender der Christlich-Sozialen Union sein Bonner Comeback betreibt. Strauß, auf der Suche nach Alternativen zur Politik *Schröders*, machte sich seit einiger Zeit gaullistische Auffassungen in der Verteidigungs- und Integrationspolitik zu eigen, die dem Kurs des Auswärtigen Amtes

in mehr oder weniger eindeutiger Weise zuwider liefen.

Am Vorabend von de Gaulles Besuch in Bonn — 3. und 4. Juli — erhielt Strauß die Unterstützung *Adenauers*, der in einem vom «Rheinischen Merkur» publizierten Aufsatz die sofortige Verwirklichung der von de Gaulle befürworteten europäischen *Politischen Union* verlangte. Der Artikel, aus dem unüberhörbar Kritik an der Politik Erhards sprach, veranlaßte den Kanzler zwar, mit de Gaulle den ganzen Europakomplex zu besprechen, als Ergebnis kam jedoch wenig mehr heraus als die Feststellung der divergierenden Europakonzeptionen Deutschlands und Frankreichs. In den folgenden Tagen sah sich Erhard innerhalb seiner Partei plötzlich einer von Adenauer und Strauß geführten *Fronde* gegenüber, die aus der Haltung Erhards das Recht ableiten wollten, dem Kanzler seine Außenpolitik vorzuschreiben. Erhard hat diesen Versuch auf dem Parteitag der Christlich-Sozialen Union in München energisch zurückgewiesen und auf sein verfassungsmäßig verankertes Recht gepocht, die Richtlinien der Politik zu bestimmen. Die Kritiker wichen vor der entschlossenen Haltung Erhards zurück, doch ist kaum daran zu zweifeln, daß diesem ersten Anlauf bald weitere folgen werden. Strauß ist es gelungen, die Stärke und Geschlossenheit seiner bayrischen Gefolgschaft zu demonstrieren — ein nicht zu übersehender Erfolg, nachdem er noch vor knapp einem Jahr erbittert um den Parteivorsitz hatte kämpfen müssen. Mit seiner Kritik an Erhard und Schröder hat Strauß bereits heute seinen Anspruch auf ein Ministermandat im Bundeskabinett angemeldet, das nach den Wahlen von 1965 gebildet wird.

Chruschtschews Skandinavienreise

Während drei Wochen, vom 16. Juni bis zum 3. Juli, rollte in Dänemark, Schweden und Norwegen ein politisches Schaustück über die Bühne, das leicht anachronistische und antiquierte Züge aufwies. Chruschtschew veranstaltete eine Neuauflage seiner «Goodwill»-Touren ins westliche Ausland,

mit denen er vor zehn Jahren auf spektakuläre Weise der Weltöffentlichkeit seine Verständigungsbereitschaft zu demonstrieren pflegte. Auch die Skandinavienreise war in jener Phase der Koexistenzpolitik vorbereitet worden; Ungarnaufstand und Berlinkrise hatten zweimal eine Verschiebung erzwungen. Nun kam nach acht Jahren der Besuch doch noch zustande. Aber welcher Wandel der Atmosphäre zwischen einst und jetzt: ein verdrossener, schwungloser Chruschtschew stapft durch landwirtschaftliche Betriebe und Fabriken, sein übersprühendes Temperament scheint erloschen, selten bloß erwacht seine Schlagfertigkeit. Es ist mehr von Kunstdünger die Rede als von Koexistenz. Lediglich wenn er mit plumper Hand in der schwedischen Geschichte herumwühlt und die Feldzüge Karls XII. aus der Vergessenheit herausholt oder wenn er die Neutralisierung ganz Skandinaviens propagiert, erinnert der Chruschtschew von heute entfernt an den Koexistenzagitator der fünfziger Jahre.

Das Ergebnis der Reise ist denkbar bescheiden. An der skandinavischen Reserve prallten die wenigen Mätzchen des Sowjetgewaltigen ab. Schweden, dessen Bevölkerung den Besuch praktisch ignorierte, zeigte sich besonders enttäuscht über die Ablehnung Chruschtschews, Einzelheiten über das Schicksal des nach dem Kriege in den sowjetischen Gefängnissen verschwundenen schwedischen Diplomaten *Wallenberg* mitzuteilen. Die Erleichterung war allgemein, als Chruschtschew schließlich an Bord der «Baschkiria» die skandinavischen Hoheitsgewässer verließ und in die Sowjetunion zurückfuhr. Der sowjetische Ministerpräsident hat sich nach seiner Rückkehr in einer erstaunlich gemäßigten Radio- und Fernsehansprache für den Besuch bedankt und dabei in objektiver Weise den hohen Stand der Landwirtschaft in den skandinavischen Ländern gewürdigt. Es war der überraschende Ausklang einer Fahrt, die als Propagandatour weder für Chruschtschew persönlich noch für die Sowjetunion oder den Kommunismus besonders ertragreich war.

Fabius

Von der Landi zur Expo

Am 2. Juli 1939 stand in der Neuen Zürcher Zeitung in einer Würdigung der «Höhenstraße» der Landesausstellung zu lesen, die große nationale Schau sei zum nachhaltigsten vaterländischen Erlebnis der dreißiger Jahre geworden. Und der «Höhenstraße» selbst wurde einigende Kraft zugeschrieben. Sie sei, so hieß es in dem Artikel von Georg Thürer, für viele nach ihrem eigenen Zeugnis zum Heimweg, zum Kompaß in einer verwirren und verwirrenden Zeit geworden. Die Landi war am Vorabend des Zweiten Weltkriegs der großangelegte und auch weitgehend gelungene Versuch, das Schweizer Volk zur Besinnung auf seine Eigenständigkeit und auf die Verteidigungswürdigkeit dieser Eigenart aufzurufen. Sie war in dieser Hinsicht im eigentlichen Sinn des Wortes auf der Höhe der Zeit. Die Landesausstellung hat dem hinterher vielfach verschrieenen «Réduitdenken» den Weg geebnet. Das mag sie heutzutage in den Augen einiger selbsternannter Gralshüter eines nicht näher definierten und auch nicht genauer definierbaren «schweizerischen Avantgardismus» verdächtig machen. Doch ändert dies nichts daran, daß sie damals zu einer weithin sichtbaren Demonstration gegen die braunen Dämonen des nationalsozialistischen Dritten Reiches wurde, die noch lange in die folgenden Jahre schwerster nationaler Prüfung nachhallen sollte.

Und die Expo? Ist sie ihrerseits im Begriff, «zum nachhaltigsten vaterländischen Erlebnis» der sechziger Jahre zu werden? Will sie das ihrer ganzen Anlage nach überhaupt sein? Es ist wohl noch zu früh, um diese Frage durch eine einigermaßen schlüssige Zwischenbilanz endgültig zu beantworten. Aber eines läßt sich schon jetzt mit Sicherheit sagen: Die Expo ist in einem Ausmaß zum schweizerischen Ereignis geworden, wie sich dies nach dem mit mannigfaltigen Dissonanzen durchsetzten Auftakt kaum hätte erwarten lassen. Zunächst schien die Lausanner Landesausstellung eher tren-

nend als verbindend zu wirken. In unglücklichen publizistischen Vorgeplänkeln wurde der vielberufene Graben zwischen Deutsch und Welsch bis zum Überdruß teils wirklich weiter aufgerissen, teils aber auch künstlich hochgespielt. Und das mag zunächst in der breiteren Öffentlichkeit einige Wirkung gehabt haben. Wenn aber noch im Juli eine Lausanner Zeitung zur Feststellung Anlaß zu haben glaubte, daß die Deutschschweizer im Schmollwinkel säßen und die Expo mehr oder weniger offen boykottierten, so entspricht dies ganz einfach nicht den Tatsachen.

Zwar lassen sich immer wieder kritische Stimmen zu dieser oder jener Abteilung vernehmen. Aber das müßte doch eigentlich die Urheber einer Ausstellung, die bewußt zur geistigen Auseinandersetzung herausfordern will, mit Genugtuung erfüllen. Und wenn man auf dem «Weg der Schweiz» häufig ratlosen Gesichtern begegnet, so liegt dies bestimmt nicht nur an der Einstellung der Besucher. Im ganzen ist die Resonanz trotz aller Einzelkritik durchwegs positiv. Und wenn man im Welschland aus den eher enttäuschenden Besucherzahlen eine deutschschweizerische Zurückhaltung herauslesen zu müssen glaubt, so liegt dies nicht an der geistigen, sondern an der geographischen Distanz der dichtbesiedelten deutschschweizerischen «Ballungsräume» zu Lausanne. Die Landi verfügte gegenüber der Expo über ein viel bevölkerungsreicheres näheres Hinterland. Das muß bei der Analyse der Besucherzahlen angemessen berücksichtigt werden.

Abschied von der Geschichtsbezogenheit?

Wir Schweizer sind ein Volk mit starkem Geschichtsbewußtsein. Der Staatsgedanke gründet in der eidgenössischen Freiheitstradition. Nicht objektive Gegebenheiten, sondern Gefährtschaft auf dem Weg zur Unabhängigkeit schmiedete die nationale Einheit. Angesichts der Geschichtsbezogenheit unseres politischen Denkens ist es nicht verwunderlich, daß die ganz auf den Aufbruch

in neue Epochen abgestimmte Konzeption der Expo bei ihrer Ankündigung in vielen Kreisen fast schockierend wirkte. Eine nationale Selbstdarstellung im Zeichen einer doch wohl nur in undeutlichen Umrissen erkennbaren Zukunft — das war eine Idee, die unserem sachlich-nüchternen Volke nicht zum vorneherein eingehen wollte.

Es läßt sich darüber streiten, wie weit sie letzten Endes verwirklicht worden ist und wie weit im Einzelfall die entsprechenden Gestaltungsmittel gefunden worden sind. Der schon erwähnte «Weg der Schweiz», in Anlehnung an die «Höhenstraße» als eigentliches Rückgrat der Expo gedacht und auch entsprechend plaziert und architektonisch gestaltet, darf zum Beispiel sicherlich nicht als durchwegs glücklich bezeichnet werden. Der Versuch, «was wir sind und was wir sein wollen, wo wir stehen und wohin wir gehen» mit modernsten, teilweise abstrakten Mitteln aufzuzeigen, ist Fragment geblieben — weniger im Sinne thematischer Unvollständigkeit, als vielmehr deshalb, weil die an sich unumgängliche Reduktion der Darstellung von geistigen und emotionalen Zusammenhängen auf strahlungs- und aussagehafte Symbole nicht nur stilistisch uneinheitlich wirkt, sondern auf weiten Strecken auch etwas Gesucht-Gezwungenes hat. Symbolische Abstraktionen haben doch wohl den Zweck, komplexe Zusammenhänge bildhaft, das heißt aber möglichst auf Anhieb einleuchtend und einprägsam zusammenzufassen. Wenn indessen ihre Bildhaftigkeit rein zufällig und ohne jeden unmittelbaren Anknüpfungspunkt an den darzustellenden gedanklichen Inhalt ist, dann verfehlt sie ihren Sinn. Das aber ist auf dem «Weg der Schweiz» an verschiedenen Stellen der Fall.

Was hat zum Beispiel jenes blecherne Ungeheuer mit unseren vier Landessprachen zu tun? Andernorts ist der unmittelbare Bezug zwar da, aber die Darstellung faßt den Inhalt grob einseitig und verfälscht ihn damit. Zwar ist der Begriff des Staatsmechanismus unserer Zeit nicht ungeläufig. Er selbst deckt aber nur einen Teil der staatlichen Wirklichkeit, nämlich den formalen organisatorisch-technischen Aufbau. Wenn nun dieser Mechanismus durch ein Lottergerüst

von roheisernen Stangen, Zahnrädern und alten Fahrradketten verkörpert und das Ganze als das Ebenbild unseres Gemeinwesens ausgegeben wird, dann kommt dies einer grotesken Verzerrung gleich, die eher dem Weltbild des dialektischen Materialismus als dem schweizerischen Staatsbewußtsein entspricht. Ins gleiche Kapitel gehört die Tendenz, den Betrachter durch den «Weg der Schweiz» zu führen, indem ihm von Zeit zu Zeit sentenzenhafte Kern- und Merksätze sozusagen entgegengeschleudert werden, ohne daß sie deutlicher in ein geistiges oder emotionales Feld eingebettet wären.

Trotz allem: ein Glücksfall

Der Versuch, sich in Konzeption und Mitteln von der traditionellen Geschichtsbezogenheit loszulösen und sich einer mehr phänomenologischen Darstellungsart zuzuwenden, hat die Gestalter der Expo beim «Weg der Schweiz» also teilweise auf den Holzweg geführt. Überraschenderweise ändert dies nichts am Gesamteindruck, daß die Lausanner Ausstellung bei all ihrem Willen zum Kontrast gegenüber der Landi und bei all ihrem bekenntnishaft zukunftsgläubigen Mut zur Abstraktion letzten Endes doch in erstaunlichem Maß auf eine eindringliche Art zutiefst schweizerisch wirkt. Das ist eine Feststellung und keine Wertung. Der Chronist konnte mehrfach beobachten, daß einfache Bergbewohner, die nach Ansicht eines Großteils der Presse von der Expo überfordert werden und die auch mit entsprechendem Skeptizismus nach Lausanne fuhren, begeistert zurückkamen. Sie fühlten sich nach eigener Aussage sofort «daheim», und sie möchten wenn möglich nochmals hingehen.

Das Phänomen ist nicht leicht zu erklären. Es ist offensichtlich gelungen, aus der Ausstellung bei allen Dissonanzen eine Einheit zu machen. Das liegt zunächst an der äußeren Gestaltung. Die Architektur ist von einer Modernität, die weder als gesucht noch aufdringlich, sondern ganz einfach als richtig erscheint. Sie verbindet Zweckmäßigkeit mit einer selbstverständlichen Festlichkeit. So ist zusammen mit dem lieblichen Glanz

der Genferseelandschaft ein unvergleichlicher Rahmen gegeben, in dem sich der Besucher im wahrsten Sinn des Wortes ergehen kann. Fröhlichkeit und Beschaulichkeit vertragen sich hier auf eine ganz besondere Art. Wer sich in seinen Ferien einen guten Tag machen will, ist ebenso gut aufgehoben wie der ernsthaft Lernbeflissene, der sich die Expo richtig erarbeiten will. Spielerische Leichtigkeit, die doch mehr als Spiel ist, und programmatische Konfrontation mit den Problemen von Gegenwart und Zukunft sind hier auf eine Weise in Einklang gebracht worden, wie dies wohl nur unsern welschen Miteidgenossen gelingen konnte.

Auf der Höhe der Zeit

Wenn man von der Landi sagen konnte, sie sei der Zeit gemäß, so kann man von der Expo, nimmt man alles in allem, ebenfalls sagen, daß sie auf der Höhe der Zeit sei. 1939 ging es um den nationalen Schluß, angesichts unmittelbarer Gefahren geistiger und politischer Art. 1964 geht es darum, das Schweizervolk weniger mit seiner Vergangenheit als der großen Kraftquelle, als vielmehr mit der auf uns einstürmenden Zukunft und ihren besonderen Fragestellungen vertraut zu machen. Der Versuch einer solchen Konfrontation allein ist schon ein nationales Verdienst und wohl auch ein wirkliches vaterländisches Ereignis. Daß dabei manches zu Kritik und Diskussion Anlaß gibt, liegt in hohem Maß schon in der Aufgabenstellung selbst begründet. Als Initialzündler des eidgenössischen Gesprächs kann die Expo gerade durch ihre Herausforderung zur Kontroverse einen wichtigen Beitrag zur Förderung jener kritischen Offenheit darstellen, die uns heute mehr denn je not tut. Es liegt am Schweizervolk, diese Herausforderung anzunehmen und auf diese Weise Früchte tragen zu lassen.

Das Stichwort «Auf der Höhe der Zeit» selbst umfaßt im übrigen nicht nur Positives. Die Expo ist ausstellungstechnisch «up to date». Sie veranschaulicht dabei aber zugleich die fragwürdigen Grenzen des Modernismus. Der vielzitierte Tatbestand, daß wir im opti-

schen Zeitalter leben, wird hier zum oft zwiespältigen Erlebnis. Die moderne Film- und Phototechnik zum Beispiel feiert Triumphe. Verschiedene Vorführungstechniken erzielen geradezu überwältigende Effekte. Für eine Wehrdemonstration oder einen Reise-film mag dies zweckmäßig sein. Warum aber sind auch dort, wo das unbewegte Bild den Zuschauer ansprechen soll, Zaubertricks der Darstellung nötig? Warum werden die ausgezeichneten Aufnahmen in der Abteilung «Film und Fotografie» nicht einzeln, sondern zu zweit, meist aber in verschiedenen Kombinationen zu mehreren gleichzeitig projiziert? Das mag eine Kleinigkeit sein. Sie ist aber symptomatisch für das «optische Zeitalter». Der Mensch wird von bildhaften Eindrücken überschüttet. Wenn er dabei überhaupt noch zu eigenen Gedanken fähig ist, beschleicht ihn hin und wieder ein verschämtes Heimweh nach etwas weniger perfekten, aber auch etwas geruhsameren Bildern und Eindrücken.

Es mag an diesem fast durchgehenden Glauben an die modernen Darstellungstechniken liegen, daß man hin und wieder einen Anflug von intellektualistischer Überheblichkeit zu verspüren glaubt. Zwar wird der erhobene Zeigefinger tunlichst vermieden. Aber Daten und Erkenntnisse werden vielfach mit der unverkennbaren Geste dessen hingesetzt, der nicht nur unbedingt an die eigene Vernunft und die Rationalität dieser Welt glaubt, sondern sich auch im Besitze *der* Wahrheit überhaupt zu fühlen scheint. Es wäre ungerrecht, von Dünkelhaftigkeit zu sprechen. Aber es wäre ebenso falsch, diese offenbar aus dem Geist der Technik entspringende neue Form helvetischer Selbstgerechtigkeit völlig zu übersehen.

Es wäre schön — und es würde auch dem guten Konzept dieser guten Ausstellung entsprechen —, wenn neben den sachlichen Themen auch diese Aspekte der schweizerischen Selbstdarstellung von 1964 vermehrt diskutiert würden. Sie sind auf die Dauer nicht weniger entscheidend als die Wahrung des Anschlusses an den Gang der technischen, wissenschaftlichen und politischen Entwicklung.

Spectator

L'EXPOSITION NATIONALE

Lettre de Suisse romande

Eh bien! Les prophètes des noires catastrophes ont dû replier leurs ailes et rentrer la tête dans le cou: l'Exposition était prête. A l'heure annoncée depuis tant d'années, le clairon pouvait sonner; le drapeau montait à la tour; et le cortège s'en allait vers la *Voie suisse* au rythme lent des démarches officielles...

Ce 30 avril 1964 fut vraiment une journée faste pour le pays. Oui, tout était prêt; la clef jouait dans la serrure; la porte tournait sans grincer sur ses gonds; la maison accueillait ses hôtes dans la lumière et les fleurs.

Beaucoup de fleurs, beaucoup de lumière. Un vaste espace admirablement ouvert sur la conque du Léman, avec de grands jeux de verdure sur le bleu des eaux; une nature aussi bien protégée que possible, enveloppant des îlots de constructions parfois surprenantes: c'est ce que découvre le premier regard, du haut de ce vallon qui se creuse vers le lac. Une saisie très belle, une vue d'ensemble prestigieuse d'une œuvre qui frappe d'abord par ses dimensions, son harmonie, son audace — et surtout, peut-être, par le respect dont elle témoigne à l'égard de la nature.

La nature est ici d'une vaste et profonde beauté. Le tableau qu'elle nous offre est d'une harmonie souveraine. Le regard descend par palier jusqu'à l'eau qu'il devine entre les houles de grands arbres et très loin remonte, sur les terres de Savoie, vers les montagnes. Tout un monde s'organise pour recevoir ce dépôt passager que les architectes lui confient le temps de deux saisons. Vraiment, aucun choix ne pouvait être plus judicieux. La terre, l'arbre et l'eau se concertent dans l'équilibre pour donner à cette cité éphémère le caractère d'une permanence.

Il faut d'abord louer sans réserve le choix d'un cadre et l'usage exemplaire qui en a été fait.

On peut multiplier ses visites à l'Exposition de Vidy: chaque fois on retrouve le même émerveillement. L'occupation du sol, comme disent les urbanistes, est remarquable.

On se promène avec ravissement dans un paysage dont on a su respecter le charme, le rythme et la grâce.

Et donc, tout était prêt. Les doutes de la Suisse alémanique, à cet égard, procédaient peut-être d'une opinion toute faite qui nous veut, nous autres Suisses romands, abonnés à des infirmités d'amateurisme dont nous serions incapables de nous guérir. M. Despland et ses collaborateurs ont prouvé qu'il est possible, de ce côté-ci de la Sarine, de tenir ses promesses au plus juste et de livrer un travail, si compliqué soit-il, à la minute choisie.

C'est là une première victoire, non du canton de Vaud seulement, non de la Romandie, mais de la Suisse qui ayant annoncé au monde son Exposition la lui a ouverte à l'heure tappant.

Le deuxième mérite immédiatement visible de notre Exposition nationale c'est son originalité. Elle ne répète, me semble-t-il, rien de ce qui l'a précédée. *Croire et créer*, dit le thème directeur d'une réalisation qui s'est voulue, d'emblée, indépendante, maîtresse de son propre destin.

La tentation pouvait être forte de reprendre la trace d'une démonstration qui avait connu un si légitime succès en 1939 et qui avait incontestablement marqué, par la suite, notre vie nationale. La *Landi*, à la veille de la guerre, de toute évidence, avait répondu au goût, aux besoins, aux inquiétudes du peuple suisse. Il s'était reconnu dans cette image qu'on lui présentait de lui-même. Pouvait-on dès lors croire légitimement que ces goûts, ces besoins, ces inquiétudes avaient changé au point qu'un style tout à fait nouveau s'imposât?

Il fallait parler...

Vraisemblablement, réalisée en Suisse alémanique, l'Exposition 64 aurait eu un autre visage. Les hommes chargés de nous définir en cette seconde moitié du XXe siècle n'auraient pas tourné le dos, avec une application aussi déterminée, aux traditions helvétiques. L'équipe formée par l'Etat de

Vaud, certes, n'a pas négligé les références au passé; elle n'en a pas moins cherché l'originalité avant tout. Elle a parié sans hésitation pour une formule résolument nouvelle.

De là, peut-être, un certain étonnement que ressentent ceux qui s'attendaient à trouver à Vidy une édition revue et amplifiée de l'expérience zurichoise. — Non, disent-ils, cette Suisse que l'on nous présente n'est pas la nôtre. Nous ne nous reconnaissons ni dans l'architecture ni dans le schématisme de tant d'images que l'on nous donne de nous-mêmes. Ce parti-pris d'abstraction nous déconcerte. Nous aimons nos fermes du Plateau, nos chalets, nos «pintes» et nos géraniums. Qu'est-ce qu'on nous montre? Des compositions si arbitrairement symboliques que nous n'en comprenons pas la signification.

Un exemple: Nous avons quatre langues nationales; cette diversité définit à elle seule notre génie. Or, par quel moyen essaie-t-on de nous convaincre de cette particularité et de cette richesse? En soudant ensemble de vieux tuyaux de poêle qui s'organisent finalement en une vague composition inorganique qui ressemble à une bête laide et fabuleuse.

On admet ou l'on refuse cette volonté déterminée d'abstraction. Elle dérouté, à n'en pas douter, un très grand nombre de visiteurs. On semble avoir craint, par-dessus tout, une évocation directe qui parlerait au cœur du Suisse moyen. Il n'est guère possible, sur ce point-là, de suivre certains architectes, certains «graphistes», certains artistes à qui la direction a fait confiance. De l'avis du plus grand nombre, le «graphiste» nous tyrannise.

Ce que nous écrivons concerne essentiellement *la Voie suisse*. Disons-le tout de suite: l'idée de cette évocation de notre histoire, de nos traditions, de nos valeurs les plus essentielles était juste et belle. On allait au présent à travers le passé. On montrait d'abord que la Suisse ne s'est pas faite en un jour, que nos institutions présentes sont le résultat d'une évolution séculaire et que notre liberté, nous l'avons chèrement acquise. On voulait aussi faire la preuve que nous sommes mieux que des marchands de fromages et de montres. Toutes ces idées sont

louables. On félicite la direction de l'Exposition nationale de ne les avoir pas négligées.

Ce qui nous paraît souvent contestable, en revanche, c'est leur présentation concrète. Une exposition nationale n'est pas affaire de techniciens seulement. Elle s'adresse essentiellement au peuple, à ce Suisse moyen qui ne vit pas de symboles incompréhensibles. L'avant-garde peut donner libre carrière à ses humeurs chaque fois qu'elle vise à convaincre le premier carré des esprits curieux de nouveautés. Ici, comment ne pas se souvenir avec Paul Valéry que «l'absurde superstition du nouveau... assigne aux efforts le but le plus illusoire et les applique à créer ce qu'il y a de plus périssable, ce qu'il y a de périssable par essence: la sensation du neuf»?

Je lisais, sous la plume d'un journaliste, que le grand mérite de l'Exposition nationale c'est d'anticiper de 20 ans sur le temps où nous sommes. Ces prophéties sont toujours hasardeuses. Rien n'est plus capricieux, par définition, que la mode, et l'on a suivi, dans la réalisation de deux secteurs, la mode la plus contestable. Il se peut que ce qui nous irrite aujourd'hui s'impose demain; il se peut aussi que certaines réalisations d'aujourd'hui, dans un très proche avenir, nous paraissent encore plus ridicules qu'elles ne sont en réalité.

On serait bien curieux de savoir, par exemple, ce que penseront les Suisses, dans vingt ans, des statues assez géantes qui entourent, au nombre de vingt, la place centrale du secteur *Art de vivre*. Ces tôles dorées de manière clinquante sont, pour la plupart, affreuses. Que l'on ne nous dise pas que c'est là affirmation audacieuse d'un art débarrassé des poncifs de la tradition. La laideur est simplement laide; elle n'affirme que son impuissance à être autre chose. Alors, on ne voit pas la raison de ces présences.

Mais que l'on se dirige vers le port et l'enchantement vous gagne. On dirait qu'un grand vol de mouettes colorées s'est posé sur les bords du Léman. Tout est jet, tout est élan, dans la vigueur et la lumière en cette architecture aérienne qui joue si délicieusement avec le mouvement des eaux. Ici, l'audace est payante, diraient les jeunes visiteurs. Et l'on eut raison d'innover. Ces

voiles frémissantes portent le rêve bien plus sûrement vers l'avenir que les laborieuses gestations de la *Voie suisse*.

Il est bien évident qu'une si vaste entreprise ne pouvait, en tout point, satisfaire tout le monde. Il est seulement regrettable que l'on n'ait pas su susciter le bel enthousiasme qui soulevait le peuple suisse il y a vingt-cinq ans. Les discussions sont parfois fécondes: il nous paraît qu'ici l'on discute trop, que l'on n'aime, que l'on n'admire pas assez. Intéressé, oui, chacun peut l'être. Conquis? Il ne m'a pas semblé que la jeunesse elle-même l'ait été de manière incontestable.

Il est vrai que ni les affiches, belles de coloris, mais parfaitement illisibles, ni la malencontreuse affaire du mésoscaphe n'avaient heureusement disposé le public. Depuis longtemps, du reste, l'on entendait se plaindre une catégorie de gens que l'on a bien négligés: les artistes.

Ni les peintres, ni les musiciens, ni les écrivains n'ont été gâtés. Au lieu d'une «maison de la culture» dont on rêvait, voici des couloirs où l'on passe sans s'arrêter. Quel misérable contact le peuple est appelé à prendre avec les artistes qui l'expriment! Vous voulez connaître la situation de la vie culturelle dans notre pays? N'allez surtout pas à l'Exposition nationale. Vous reviendriez bien déçus.

Je le sais: on nous répondra que la peinture suisse, c'est au Musée de Rumines qu'il faut aller la voir. Hélas! D'abord, le Musée de Rumines est loin et les gens qui visitent une Exposition nationale en une journée — ce qui est le cas de beaucoup — n'ont vraiment pas le loisir de se transporter à l'autre bout de la ville. D'autre part, l'on nous assure que le choix des peintures présentées dans la maison universitaire est, lui aussi, d'un arbitraire déconcertant.

Que ces remarques, pourtant, ne découragent personne. J'ai passé trois jours entiers dans l'enceinte de l'Exposition nationale et je n'ai cessé d'y découvrir des réalisations intéressantes. Le pavillon de la recherche scientifique est admirablement conçu, et les ignorants de mon espèce même y trouvent le temps trop court. Non loin, l'armée a parfaitement réussi à démontrer que les pro-

blèmes de la défense nationale peuvent être présentés de manière à la fois concrète et efficace. Ailleurs, les mannequins de la mode se promènent sur l'eau avec des grâces charmantes. Les films de la *Voie suisse* sont excellents. Les «transports», les «communications» sont admirables. J'ai beaucoup aimé le secteur: *La Terre et la Forêt*. On ne s'y est pas contenté d'allusions symboliques aux problèmes qui préoccupent nos paysans, nos vigneron, nos arboriculteurs. Là, le pays vraiment nous parle un langage de chez nous. Il n'est pas nécessaire d'ouvrir un dictionnaire des signes pour l'entendre dans la plénitude de sa signification.

Devant l'effort remarquable que représente une réalisation d'une ampleur exceptionnelle, on se sent malvenu d'émettre des critiques.

Ce que le canton de Vaud a fait, dans le domaine des routes, de l'aménagement du territoire, en ce secteur lausannois, force le respect. Il n'a ménagé ni sa peine ni son argent. Ce que l'on regrette c'est que cette exposition soit aussi peu vaudoise que possible. Ce peuple est simple de mœurs, cordial et bon enfant. Sa bonhomie est bourguignonne, son bon sens, paysan, sa finesse, vigneronne. Il n'aime pas à affirmer en tapant du poing sur la table: il insinue, sourit, évite la violence. Pourquoi, ici, a-t-il pris le parti de se renier parfois lui-même?

C'est que nous sommes au temps de la complication, du farfelu, de la nouveauté à tout prix. Le bon ton est donné par ces vagues de pseudo-intellectuels à barbe qui se croient en avance sur leur temps parce qu'ils découvrent des nouveautés qui faisaient déjà la joie des dadaïstes, à la fin de la guerre 14/18. Comme l'avant-garde est vite vieille, Seigneur! Rien n'est plus conformiste, aujourd'hui, que ce que l'on croit être l'anti-conformisme.

Ne laissons pas l'image de la Machine à Tinguely recouvrir la belle et grande image de l'Exposition nationale! Elle nous présente des réalisations d'un extrême intérêt. Chaque visite nous révèle de nouvelles merveilles. Cette ville où tous les jours semblent des dimanches est inépuisable en surprises. Il faut prendre son temps, oublier quelques irrita-

tions de la première heure, et partir à la découverte de véritables trésors. Ils y sont. Ils vous attendent.

Et, trésor des trésors, là-haut, à Beaulieu,

cette admirable exposition de peinture à l'enseigne des «Chefs-d'œuvre des Collections suisses». Le monde entier doit nous l'envier.

Maurice Zermatten

UNTERNEHMERTAGUNG REFORMIERTE HEIMSTÄTTE BOLDERN

Boldern ist unter der initiativen Führung von Herrn Pfarrer *Frehner* zu einer Stätte der Begegnung geworden, wo ein echtes Gespräch zustandekommt. Das zeigte auch die kürzlich durchgeführte Unternehmertagung, zu der sich gegen 60 Industrielle und Betriebsinhaber mehr gewerblicher Natur kürzlich zusammgefunden hatten. Die Tagung fand unter dem Titel *Die ungemütliche Dynamik* statt und galt dem Tempo unserer Wirtschaftsentwicklung und dem daraus entstandenen Unbehagen.

Auftakt und Höhepunkt der Tagung war ein tiefschürfendes Referat von Herrn Professor Niehans von der Universität Zürich. In freier Form verglich er zunächst das Maß der wirtschaftlichen Entwicklung in der Zwischenkriegszeit mit demjenigen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Das heutige, zweifellos vorhandene Unbehagen stammt jedoch nicht von dieser Expansion an sich, sondern viel eher von dem mit ihr verbundenen fundamentalen Strukturwandel. Der Referent illustrierte diese unvermeidlichen Begleiterscheinungen des wirtschaftlichen Wachstums an zahlreichen Beispielen, so am Rückgang der in der Landwirtschaft tätigen Bevölkerung, am rückläufigen Anteil der Lebensmittel in den Budgets der privaten Haushalte, an der Verbreiterung der Bevölkerungspyramide zugunsten der ältesten und jüngsten Jahrgänge usw. Diese Strukturveränderungen sind aber nicht bloße Quelle des Unbehagens — da das Unbekannte, Neue den Menschen schreckt —, sondern ebenso sehr auch der unerläßliche Motor unserer Wirtschaft. Der ausgeprägte Dynamismus unserer heutigen Wirtschaft hat zwar zu einer beträchtlichen Erhöhung des Einkommens- und Lebensstandards in praktisch allen Schichten geführt, daneben

aber unversehens zwei Grundelemente rar werden lassen: Wasser und Bauland. Daher der plötzliche Notschrei über die Gewässerverschmutzung, die ungeheure, völlig disproportionierte Bodenpreissteigerung.

Verhängnisvoll und für das Malaise mitverantwortlich ist einerseits, daß die wirtschaftspolitischen Maßnahmen mit starker Verzögerung auf dem Gesetzgebungsweg erlassen werden und so bis zu ihrem vollen Inkrafttreten geradezu zu Anachronismen werden. Klassisches Beispiel sind die dem Denken der Krisenzeit entstammenden Wirtschaftsartikel. Andererseits leidet unsere heutige Wirtschaftspolitik an einem Führungsmangel, der so zu begründen ist, daß die Nationalökonomie in der Schweiz zu lange die großen wissenschaftlichen Erkenntnisse im anglo-amerikanischen Raum unberücksichtigt ließ. Doch selbst wenn man bei uns nach den modernsten Erkenntnissen Wirtschaftspolitik treiben wollte, würde durch retardierende Elemente die Wirkung stark beeinträchtigt. Der Föderalismus, in vielen anderen Beziehungen ein Ursprung des Gesunden, hemmt unsere Entscheidungsfreiheit, der Proporz macht zur leeren Behauptung, was die Parteien in Wahlzeiten versprechen, da ja keine Partei in den Stand gesetzt wird, ihre Politik in die Tat umzusetzen. Der Regierungsproporz steigert diese Tendenz; ebenso retardierend wirkt sich das Kollegialsystem aus — ideale Regierungsform für entscheidungsarme Zeiten, wie der Referent es nannte. Gerade diese institutionellen Bleigewichte, die durch langjährige Bewährung fast unantastbar geworden sind, begründen die Nervosität der Behörden, die die Dinge treiben lassen, bis der Ruf «jetzt muß etwas geschehen» Echo findet, worauf dann meist mit unnötiger Schärfe die «Not-

bremse» gezogen wird wie zum Beispiel im Falle der Maßnahmen gegen die Überfremdung der Heimat. Auch die Alarmstimmung in der Konjunkturdebatte scheint dem Redner disproportioniert. Ein besonderer Herd des Unbehagens ist aber die Unehrlichkeit und Ängstlichkeit, von der viele neuere staatliche Eingriffe in die Wirtschaft zeugen: Die Tendenz, Erlasse als «wirtschaftspolitische Schaufensterdekoration» zu verwenden, so ein Kartellgesetz, das vielleicht nur erlassen wurde, um ein schärferes zu vermeiden, wie auch die Neigung, an überkommenen Relikten jahrzehntelang festzuhalten, so an der Politik des billigen Geldes, an der Mietzinskontrolle.

Doch letzten Endes ist jede wirtschaftliche Tätigkeit in führender Stellung in unruhiger, rasch fortschreitender, expansiver Lage stets von einem mehr oder weniger ausgeprägten Gefühl des Unbehagens begleitet. Denn es entspricht dem Wesen des Wirtschaftens, daß die Entscheide auf Grund von Wirtschaftsprognosen auf eine unbekannt Zukunft hin gefällt werden müssen. Nur wer mutig der Zukunft ins Auge blickt und im Sinne eines Glaubensaktes an gefaßten Entscheidungen festhält, wird ohne Malaise ans Ziel kommen. Es versteht sich von selbst, daß dieser Vortrag reichen Stoff für eine ausgiebige Diskussion lieferte, die sich tief in den Abend hinein zog, wobei man sich über das Vorhandensein eines Malaise einig war.

Über den schweizerischen Rahmen hinaus wies die anschließende Filmvorführung über das große Aluminiumwerk in Fria in Guinea, ein Gemeinschaftswerk von 6 internationalen Großfirmen, das Bauxitvorräte ausbeutet, die den fünffachen Jahresbedarf der Welt decken.

Herr Pfarrer Frehner ging als Leiter eines interessanten «Gesprächs über der Bibel» der Frage nach, wie einerseits die biblische Botschaft, andererseits die heutige Kirche der modernen Dynamik gegenüberetrete. Die Diskussion ergab keine einheitliche Antwort. Mit Recht wurde darauf hingewiesen, daß sich die moderne abendländische Arbeitsmoral nicht ohne christliche Lehre hätte entwickeln können. Übereinstimmung ergab sich auch in der Kritik an den überkomme-

nen Formen des kirchlichen Lebens, wo die Predigt gegenüber den modernen Massenmedien nicht mehr konkurrieren kann.

Eigentlich ein Fremdkörper im Programm war eine Diskussion über das Konjunkturdämpfungsprogramm des Bundes, auch wenn das Thema auf großes Interesse stieß. Der Referent, Herr Ständerat Dr. Rohner, verteidigte geschickt die behördlichen Maßnahmen, auch wenn das Hauptargument, man habe einfach etwas machen müssen, beim Publikum nicht verfiel, weil es nicht ausreicht, die Untauglichkeit und Ungerechtigkeit der Maßnahmen zu entschuldigen. In der Diskussion kamen die vielen Argumente, die man in letzter Zeit gehört hat, in pointierter Weise zum Austrag. Besonderes Interesse fand der Vorschlag variabler Abschreibungssätze für Investitionen, um der Überinvestition zu steuern und konjunkturgerechtes Verhalten mit marktkonformen Mitteln zu erreichen.

Stark dem Erfahrungsaustausch der Erfa-Gruppen angeglichen war die Diskussion zum Abschluß der Tagung über «Verhaltensweise in verschiedenen Industriezweigen», wo drei Teilnehmer — die Herren Dr. Eric Steinfels, Hans Messikommer, Dr. F. Schnorf — die Vorteile des Zusammenschlusses nachwiesen. Dabei zeigten sie interessante neue Wege auf: Arbeitsteilung durch Zusammenarbeitsverträge, Steigerung des Volumens, um die Kapazität optimaler Maschinengröße auszunützen. Dieses Thema wird an der nächsten Tagung im Herbst noch vertieft werden.

So gingen die Teilnehmer sichtlich befriedigt aus der «Boldern» nach Hause. Ungelöst freilich mußte eine Grundfrage aus dem Spannungsfeld Wirtschaft-Religion bleiben: Wie der christliche Glaube direkt im wirtschaftlichen Alltag wirksam werden kann, was den christlichen Unternehmer vom Unternehmer mit Bürgersinn unterscheidet. Eine solche Antwort in 24 Stunden zu verlangen, hieß aber die Veranstalter überfordern, und es ist schon ein hochehrfreuliches Resultat, daß die Frage aufgeworfen und die Selbstbesinnung angeregt worden ist.

Ullin Streiff